

MITTEN IN KULMBACH

Bier über Bord



Von Maximilian Gerl

Wer in Bayern als Bierfahrer unterwegs ist, hat schon immer was erleben können. Das galt auch für den Opa. Jahrelang fuhr er im Lastwagen den Gerstensaft durchs Land. Nur einmal kam ihm etwas dazwischen: ein Auto. Ein bisserl unvorhergesehen, der Opa stieg also in die Eisen, zu spät, hinten machte sich der Anhänger über die Böschung davon und zog alles mit sich. Zum Glück ging es ohne menschlichen Schaden ab. Beim Bier hingegen gab es schmerzliche Verluste zu beklagen.

Denn mit dem Laster stürzte seine Ladung und ergoss eine Flut über Straße und Acker. Sofern den Erzählungen nach so vielen Jahrzehnten zu trauen ist, kamen auch gleich die Schaulustigen gelaufen. Allerdings weniger, um nach dem Opa zu schauen. Stattdessen sollen sie Zuber mitgebracht haben, um das kostbare Nass aufzufangen.

Und damit in den Landkreis Kulmbach, genauer nach Neudrossenfeld, wo inzwischen selbst die größten Zuber an die Grenzen ihres Fassungsvermögens stoßen müssen. Denn seit Jahren haut es dort Bierlaster bei der Auffahrt auf die A 70 aus der Kurve – weshalb selbige als „Bierkurve“ verschrien ist. Der Unfallhergang ähnelt sich dabei gerne. Zum Beispiel nahm im Herbst 2023 ein Bierfahrer die Auffahrt zu schnell. Die Ladung geriet ins Rutschen, gut 200 Bierkästen durchbrachen die Bordwand, Flaschen zersplitterten und spritzten ihren Inhalt durch die Gegend. „DAS SCHÖNE BIER!“, klagte die Bild-Zeitung in Versalien. Oder 2020: „Die Bierkurve bleibt durstig“, notierte die Frankenspost. Demnach empfahl die Polizei schon damals Berichterstattern: „Eigentlich könnten Sie ja die Bilder vom letzten oder vorletzten Unfall nehmen.“

Und nun, im Februar 2024: Hat es natürlich wieder gescheppert. Wieder in der „Bierkurve“, wieder ein Bierlaster, wieder diese Pressefotos, die Straße ein durchweichter Scherbenhaufen. So kann es eigentlich nicht weitergehen. Auf Social Media wurde gar zu einer „Trauerfeier“ am Unfallort aufgerufen. Klar, nicht ganz ernstgemeint. Trotzdem sollten die Anwohner spätestens jetzt darüber nachdenken, die „Bierkurve“ mit einer eigenen Bierleitung anzupapen, bereit, die nächste Flut aufzunehmen. Denn der nächste Bierlaster kommt bestimmt. Und nicht nur der Opa wusste, dass dann manchmal auch alle anderen etwas erleben können.

Debatte um Strompreis und Atomausstieg

München – Anders als von Teilen der Staatsregierung immer wieder behauptet hat der Atomausstieg im vergangenen Jahr nicht die Stromkosten in Bayern verteuert. „Der Atomausstieg hat überhaupt keine preisliche Auswirkung auf den Strommarkt“, teilt Norbert Zösch, Geschäftsführer der Stadtwerke Haßfurt, am Donnerstag im Umweltausschuss des Landtags mit. Atomkraftwerke hätten volkswirtschaftlich gesehen sogar die größten Erzeugungskosten, hieß es zudem in der Stellungnahme des Verbraucherservice Bayern. „Lediglich durch die staatliche Subventionierung konnte Atomstrom zu wettbewerbsfähigen Preisen gehandelt werden.“

Viele Kritiker des Atomausstiegs, darunter CSU-Chef Markus Söder, Freie-Wähler-Chef Hubert Aiwanger sowie weite Teile von Union, FDP und AfD erklärten immer wieder, dass Deutschland nur mit der Nutzung der Kernenergie dauerhaft niedrige und verlässliche Energiepreise haben kann. Auch die Bundesnetzagentur hatte aber im vergangenen Jahr bereits die Sorge für unnötig erklärt, dass die Strompreise in Deutschland steigen, seit die letzten Atomkraftwerke vom Netz sind. Neben Zösch sprach sich auch die Verbraucherzentrale Bayern ausdrücklich für eine erneuerbare Energieversorgung aus.

Eva Fuchs, Vorstandsvorsitzende des Verbraucherservice Bayern, betonte, es sei wichtig, dass die Verbraucher klar verstünden, wie Kosten in der Energieversorgung entstünden. „Die Preise müssen fair und transparent sein“, sagte sie. Heidemarie Krause-Böhm von der Verbraucherzentrale erklärte, es bedürfe für stabile Preise auch einer effizienten Regulierung der Energiemärkte. In Bayern seien die Preise zu Jahresbeginn zwar gesunken, es werde aber bereits von einigen Anbietern über Preissteigerungen ab März gesprochen.

Einzig der von der AfD geladene Windkraftgegner Volker Tschischke vom Verein Vernunftkraft NRW versuchte in seinen Statements die Windenergie schlechtzumachen. Diese sei alles andere als eine saubere Energieform, das sei nur eine „Scheinwahrheit“, da in den Anlagen Öl und auch radioaktive Stoffe verarbeitet seien. DPA



„Er wurde immer blässer, immer dünner.“ Wenn Söhne oder Töchter drogenabhängig werden, ist das für die Eltern eine große emotionale Belastung.

ILLUSTRATION: JESSY ASMUS

„Mama, ich hab’ Scheiße gebaut“

Am Tag, an dem der Bundestag das Kiffen erlaubt, treffen sich in Ingolstadt Eltern drogensüchtiger Kinder in einer Selbsthilfegruppe. Es geht um Schuldgefühle, Todesangst und den Horror des kalten Entzugs.

Von Thomas Balbierer

Ingolstadt – Als der Deutsche Bundestag am 23. Februar mit 407 Ja-Stimmen für die Legalisierung von Cannabis stimmt, sitzt Susanne Müller (Name geändert) in einem Ingolstädter Bürgerhaus und schluchzt: „Ich hab’ so eine Angst!“ Es ist Freitagnachmittag, zum ersten Mal nimmt Müller an einer Sitzung des Ingolstädter Elternkreises teil, in dem sich seit fast 25 Jahren Väter und vor allem Mütter von drogensüchtigen Kindern treffen.

Hinter Müller liegt ein Alptraum, wie ihn keine Mutter jemals erleben will. Seit vier Jahren ist ihr jüngster Sohn abhängig von Opioid-Tabletten, die als Schmerzmittel nach Operationen verabreicht werden. Tilidin oder das noch stärkere Oxycodon gelten in manchen Kreisen als Partydrogen, weil sie den Konsumenten in einen euphorischen Rausch versetzen. Sie machen blitzschnell abhängig. Das Perfide: Wer einmal süchtig ist, verlangt eine immer stärkere Dosis. In den USA hat Oxycodon eine Opioid-Epidemie mit Hunderttausenden Toten losgetrieben. Eine Überdosis ist mittlerweile die häufigste Todesursache bei Amerikanern unter 50.

Bei Müllers 23-jährigem Sohn begann alles scheinbar harmlos mit Kiffen. Schon ihre zwei älteren Söhne hätten manchmal gekifft, sagt die Mutter. In ihrer Jugend habe auch sie auf Partys mal an einem Joint gezogen. „Am Anfang sagte mein Sohn noch: Keine Sorge, ich hab’ alles im Griff.“ Trotzdem stieg er insgeheim auf härtere Sachen um, verlor die Kontrolle. „Er wurde immer blässer, immer dünner. Irgendwann sah er aus wie eine Leiche“, sagt Müller. „Nach Weihnachten stand er plötzlich vor mir und sagte: Mama, ich hab’ Scheiße gebaut.“ Er beichtete, dass er Oxycodon abhängig sei. Müller, von Beruf Krankenschwester, war geschockt.

Die Familie fuhr zu einer Klinik, um schnell eine Therapie zu bekommen.

„Aber die haben uns einfach heimgeschickt!“, empört sich die Mutter. In ihrer Verzweiflung beschlossen sie, den Sohn zu Hause zu entgiften: kalter Entzug. Mehrere Nächte konnte er nicht schlafen, habe Schmerzen gehabt, gelitten. „Es war für uns alle der Horror“, sagt die Mutter mit brechender Stimme und wischt sich die Tränen aus den Augen. „Jetzt ist er endlich wieder da, der er ist.“ Ihre größte Angst sei, dass ihr Sohn rückfällig werde und der Horror wieder von vorn losgehe.

Während Müller in Ingolstadt von diesem Trauma erzählt, liegt die hitzige Bundestagsdebatte über die Cannabis-Freigabe nur ein paar Minuten zurück. „Wir können so nicht weitermachen“, hatte Gesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD) sein Gesetz gegen heftige Kritik verteidigt. Wer den zehn Teilnehmern und Teilnehmern der Ingolstädter Selbsthilfegruppe zuhört, muss sagen, Lauterbach hat einen Punkt: Die bisherige Drogenpolitik hat nicht verhindert, dass Jugendliche an fast jeder Schule problemlos an Gras kommen. In Bayern ist die Zahl der Rauschgiftdelikte zwischen 2013 und 2022 um rund 15 000 auf zuletzt 50 500 Fälle gestiegen.

„Es fühlt sich an, als hätte man versagt“, sagt eine Mutter

Und dennoch findet niemand in der Ingolstädter Elternrunde gut, dass bald Cannabis-Clubs gegründet werden und jeder zu Hause Hobby-Züchter sein darf, ganzlegal. Die einen sagen, sie seien „hin- und hergerissen“ – wie bisher dürfe es ja tatsächlich nicht weitergehen. Die Kriminalisierung von kiffenden Jugendlichen aber finden am Tisch alle falsch.

In der Runde sitzen mehrere Eltern, deren Söhne – es geht an diesem Nachmittag nur um Söhne – wegen Drogen delikten ins Gefängnis mussten. „Dort kriegst du alle

Drogen, die du willst“, sagt ein Vater. Manche seien noch süchtiger aus der Haft gekommen. Nein, Härte sei der falsche Weg, da ist sich die Runde ziemlich einig. Ein Mann berichtet, dass er seinen Sohn dreimal rausgeschmissen hatte, „den Schlafsack habe ich ihm hinterhergeworfen, aber das bringt alles nichts.“ Erst als in seinem Sohn selbst die Erkenntnis gereift war, dass er etwas ändern muss, wurde er schließlich clean. Vier Jahre ist das her.

„Nur du alleine schaffst es, aber du schaffst es nicht alleine“, sagt Ursula Schönauer. Die 75-jährige frühere Arzthelferin hat den Elternkreis im Jahr 2000 gegründet. Der Kampf gegen die Sucht ist ihre Lebensaufgabe, seit einer ihrer Söhne mal selbst ein paar Jahre Drogen nahm. Sie habe damals in den 90ern nichts von Haschisch, Kokain oder Ecstasy gewusst. „So was passiert doch nur in anderen Familien, aber nicht bei uns“, habe sie damals gedacht. So denken viele, ein Irrtum.

Sie begann, ins Thema einzutauchen, auf detektive Art. Einmal durchsuchte sie die Schubladen ihres Sohnes und fand „ein braunes Teil, fast wie Schokolade, rund wie ein Fünf-Mark-Stück, verpackt in einer durchsichtigen Tüte“. Damit ging sie zu einem Sozialarbeiter, um herauszufinden, was das war. Ach, nur Haschisch, sagte der achselzuckend. Ein andermal folgte Schönauer ihrem Sohn zu einem nächtlichen Treffen in einen Park, getarnt mit Pfeife und Brille, Miss Marple lässt grüßen. In dem Freundeskreis wanderte ein Joint umher, war sich die Mutter sicher.

Ihr Misstrauen wuchs, doch der Sohn blockte ab, sie hätten nur noch gestritten, sagt Schönauer. Auch ihre Ehe litt. Alles lang her, irgendwann ließ der Sohn die Finger von Drogen. Doch die Erfahrung trieb Schönauer weiter um.

Obwohl sie nach einer Erkrankung nicht mehr gut sieht und auf Gehhilfen angewiesen ist, arbeitet die 75-Jährige seitdem rastlos an dem Thema. Manchmal

setzt sie sich nachts an ihren Schreibtisch und schreibt Briefe an Schulen, Initiativen und Politiker. Sie hält die Cannabis-Freigabe für einen Fehler, aber nun müsse man damit umgehen: Prävention, Prävention, Prävention. Es brauche mehr Geld für Aufklärung, sagt Schönauer. Und ein Bewusstsein für die sozialen Folgen des Gifts. Seit fast 25 Jahren hört sie die kleinen und großen Tragödien im Elternkreis an.



Ursula Schönauer, 75, hat im Jahr 2000 den Ingolstädter Elternkreis gegründet. Dort tauschen sich vor allem Mütter einmal pro Woche über die Folgen der Drogensucht in ihrer Familie aus. FOTO: THBA

„Man ist nicht frei“, sagt die Mutter eines 30-Jährigen, der ihren Worten zufolge gar nicht clean werden will. „Ja, genau so fühle ich mich: unfrei“, antwortet Susanne Müller. „So frei wie früher bin ich heute nicht mehr“, sagt eine dritte Frau.

Eine Mutter berichtet von einem wiederkehrenden Alptraum: „Ich träume, dass ich auf seine Beerdigung gehe – und im Grab liegt der Kopf meines Sohnes.“

Es sind schwere emotionale Belastungen für eine Familie, wenn ein Mitglied scheinbar verloren geht, nicht mehr selbstbestimmt handeln und denken kann: Schuldgefühle, Ohnmacht, Scham. „Es fühlt sich an, als hätte man versagt“, sagt Müller.

Was man aus den Gesprächen im Elternkreis lernt, ist, dass Männer und Frauen ganz unterschiedlich mit den Problemen umgehen. Ein Vater berichtet, dass er fast nie an einer Sitzung des Elternkreises teilgenommen habe, als sein Sohn vor vielen Jahren der Heroinsucht verfiel und Ärzte ihm nicht mehr viel Zeit zur Umkehr ga-

ben. Seine Frau habe damals viel Redebedarf gehabt, also fuhr er sie regelmäßig zum Ingolstädter Bürgerhaus. Er selbst bog zu einer nahegelegenen Gaststätte ab und wartete, bis seine Frau fertig war. Es seien oft nur die Mütter, die reden wollen, sagt Ursula Schönauer.

„Es ist das Kind, das ich geboren hab’. Das ist ein Teil von mir“, sagt Susanne Müller. Auch sie ist allein zur Gesprächsrunde gekommen. Ihr Mann sei eher „stoisch“. Ein paar Stühle weiter sitzt ein Hauptschullehrer, der einzige der drei Väter, der ohne Partnerin da ist. „Es ist nicht so, dass wir Männer cooler sind“, sagt er. Man gehe nur anders damit um, werde schweigsamer, ziehe sich zurück. Mit seinem süchtigen Sohn, der inzwischen 27 ist, spreche er vor allem über unverfängliche Dinge. „Ich lebe zwei Leben: eines, in dem ich das alles verdränge“, sagt der Vater, „und eines, in dem ich sehr traurig bin.“

All diese Gräben, die Sprachlosigkeit, die ständige Angst nagen an Ehen. „Irgendwann spielt jeder nur noch seine Rolle“, sagt eine Mutter, die eine Trennung hinter sich hat: Hier der strenge Vater, da die überfürsorgliche Mutter.

Das Durchhalten kann sich auch lohnen. Der Junge, der dem Heroin verfiel und nach einem Zusammenbruch vom Notarzt hörte, dass „nächstes Mal der Leichenwagen kommt“, ist seit 17 Jahren clean, wie seine Eltern erzählen. Der Satz hätte ihn so geschockt, dass er selbst beschlossen habe, aufzuhören. Auch sie hätten zu Hause einen kalten Entzug gemacht, sagt die Mutter. „Er hat gelitten wie ein Tier.“ Schwitzen, Frieren, Krampfen, „es war wie bei *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*“, sagt die Mutter, sie meint das berühmte Buch über das Drogenleben von Christiane F. Nach einer Woche habe der Horror ein Ende gehabt.

Der Sohn heiratete, baute ein Haus, wurde Vater. Vor einiger Zeit habe er sogar mit dem Rauchen aufgehört. Vater und Mutter lächeln still. Ein Happy End.

Die Kunst des Kürzens

Die Kritik an der Zusammenlegung von Kunst, Musik und Werken wächst. Kultusministerin Stolz verweist dagegen auf die Autonomie der Schulen.

München – Die Kritik an der neuen „Pisa-Offensive“ Bayerns nimmt zu und entzündet sich am Bereich, der Federn lassen dürfte für mehr Deutsch- und Matheunterricht an den Grundschulen. Die kreativen Fächer Kunst, Werken und Musik sollen von September an zu einem Verbundfach zusammengelegt werden. Daran erregen sich die Gemüter derzeit mehr als an der Möglichkeit, eine von zwei Stunden Englisch zu streichen. Fachverbände und Eltern laufen Sturm, vonseiten der bayerischen Lehrer- oder Elternverbände hört man dagegen wenig Kritik.

Der Deutsche Musikrat bezeichnete das Verbundfach als „falsche Antwort“ auf das schlechte Abschneiden bei der Pisa-Studie. Es handelt sich für Christian Hoppner, Generalsekretär des Deutschen Musikrates, um zentrale Fächer schulischen Erlebens. „Wer die Musik so ins Abseits stellt, wird seiner politischen Verantwortung nicht gerecht und versündigt sich an der Zukunft unserer Kinder.“ Auch der Bundesverband für Musikunterricht (BMU) griff die geplante Zusammenlegung an. Dies sei zwölf Jahre lang in Baden-Württemberg ausprobiert und 2016 wieder abgeschafft worden. Die Beschlüsse aus Bayern seien „eine Katastrophe“.

Eine Petition gegen die Zusammenlegung von Kunst, Werken und Musik hatte 30 Stunden nachdem eine Mutter und Lehrerin sie initiiert hatte, mehr als 42 000 Unterschriften erreicht. Man konnte der Zahl beim Wachsen zuschauen. Einige der Unterzeichner kritisierten, wieso stattdessen



Die Zusammenlegung von Kunst, Musik und Werken zu einem Fach wird intensiv diskutiert. FOTO: IMAGO IMAGES/SHOTSHOP

nicht die dritte Religionsstunde gestrichen werde. Das hätte sich Kultusministerin Anna Stolz (Freie Wähler) durchaus vorstellen können, sie kam aber nicht am Veto der Kirchen und der CSU vorbei.

Insgesamt sollte die Stundenzahl an der Grundschule trotz vier zusätzlicher Stunden Deutsch und zwei Stunden Mathematik nicht ansteigen, also muss woanders reduziert werden. Sport hatte Stolz zum Tabu erklärt, Heimat- und Sachkunde zählt für die Übertrittsnote auf weiterführende Schulen. Also bleiben Englisch und die kreativen Fächer. Letztlich können die 2418 Grundschulen entscheiden, wo sie Zeit abknapsen. Diese Flexibilität ist neu bei dieser Grundschulreform und kommt bei den Lehrkräften gut an. Laut Stolz sind sie die „Profis vor Ort“ und wissen am besten, wie sie Mädchen und Buben fördern.

Die Ministerin war am Donnerstag im Bildungsausschuss des Landtags um Klarheit und Deeskalation bemüht. „Es geht um verbesserte Förderung und nicht darum, die Fächer gegeneinander auszuspielen.“ Sie stehe zu ganzheitlicher Bildung, kein Fach werde gestrichen, sagte Stolz. Jede Schule könne eigene Schwerpunkte setzen und wenn Musik, Kunst und Werken weiterhin fünf Wochenstunden haben sol-

len, dann könnten Schulleitungen das so umsetzen. „Machen wir uns mal ehrlich, das läuft doch draußen an den Schulen jetzt schon so.“

Derweil verschickte ihr Ministerium einen Terminhinweis: Kommende Woche werde Stolz 140 „musikbegeisterte Grundschulen“ ehren. Sie werden für ihr musikalisches Programm ausgezeichnet, bekommen 1000 Euro und eine hübsche Tafel fürs Portal. Andreas Fischer leitet so eine

„Wir dürfen nicht immer nur in Fachgrenzen denken“, sagt Fischer

Grundschule im niederbayerischen Landau an der Isar. Er versteht die Aufregung nicht. „Bei uns wird Musik nicht gestrichen, wir gehen zum Schwimmen, bei uns ist alles möglich, aber das erfordert ein Umdenken. Wir dürfen nicht immer nur in Fachgrenzen denken und müssen uns ganz anders aufstellen.“

Die zusätzliche, flexible Stunde werde „natürlich in Deutsch“ investiert. Das musikalische Profil leide aber nicht: Kunst, Werken und Musik finden auch in anderen Fä-

chern statt, sagt Fischer, wenn sich alle öffnen und zusammenarbeiten. Wichtig sei künftig die Diagnosefähigkeit der Lehrkräfte, „und die wissen, wann sie mit ihrer Klasse Kunst, Musik und Werken machen.“

Fischers Beispiel zeigt, wieso aus der bayerischen Schulfamilie quasi keine Kritik zu hören ist: Die Kultusministerin hatte seit Dezember gemeinsam mit Eltern- und Lehrerverbänden sowie Wissenschaftlern am Pisa-Konzept gefeilt. Fischer war als Chef des Schulleitungsverbandes dabei, der Rektoren von Grund-, Mittel- und Förderschulen vertritt. „Endlich ist die Grundschule mal Thema, endlich wird etwas getan nach jahrelangen Diskussionen über G8, G9 und R6“, sagt der Schulleiter.

Zwar liefert Pisa nur bundesweite Zahlen, aber in vorangegangenen Ländervergleichen war abzulesen, dass auch die bayerischen Schüler schlechter abschnitten. Am Ende der vierten Klasse erfüllten demnach 14 Prozent der Kinder nicht den Mindeststandard beim Lesen, 20 Prozent erreichten das Niveau nicht beim Rechtschreiben und 13 Prozent nicht in Mathe. Diese Ergebnisse hätten sie nicht überrascht, erklärte die Kultusministerin im Landtag, „aber sie haben mich alarmiert“.

Thomas Balbierer, Anna Günther